

Die Deutschen tun sich schwer mit Ausländern. Das wird am Zuwanderungsgesetz deutlich, das vom Bundesverfassungsgericht 2002 gekippt wurde, neu in Lesung ging, bis es nach erbitterten Widerständen erst am 1. Juli 2004 verabschiedet wurde und im Januar 2005 in Kraft getreten ist. Dabei war ein solches Gesetz längst überfällig, um eine schnelle Lösung für die ungeheueren Probleme zu finden, die durch den Zuzug von Ausländern – Aussiedlern aus Russland, Kontingentflüchtlingen und Asylbewerbern – entstanden sind.

Mascha M. Fisch ist durch ihre jahrelange Arbeit direkt an der Basis geradezu prädestiniert, anhand von unmittelbar erlebten Einzelschicksalen all das aufzuhellen, was im Dunkeln des politischen Tagesgeschäfts und öffentlichen Bewusstseins untergeht. Dazu gehört nicht nur das »heiße Eisen« des Sozialbetrugs, das die Politik nur allzu gern unter den Teppich kehrt, sondern auch die Problematik jener Jugendlichen, denen Deutschland überhaupt nichts bedeutet, die resignieren und kriminell werden, ein Thema, das durch die Jugendkrawalle in Frankreich im November 2005 erneut eine beklemmende Aktualität gewonnen hat.

Mascha M. Fisch macht auf überzeugende Weise die überragende Katalysatorfunktion der Sprache für die soziale und kulturelle Eingliederung deutlich.

Die gebürtige Schweizerin Mascha M. Fisch lebt seit über 45 Jahren in Deutschland. Sie arbeitete mehr als 25 Jahre als Journalistin u.a. für den *Rheinischen Merkur* und die *Weltwoche* sowie einer Reihe anderer deutscher und schweizerischer Zeitungen. Sie ist Autorin verschiedener Sachbücher; darüber hinaus war sie als Dokumentarfilmerin für WDR, SWR, MDR sowie Ekran Weka, Moskau, tätig. Seit 1997 arbeitet Mascha M. Fisch in Mayen als Leiterin und Deutschlehrerin für Ausländer, Aussiedler und Kontingentflüchtlinge. (Mayen ist Zuzugsgebiet für Übersiedler aus den ehemaligen Ostblockstaaten.) Sie war fünf Jahre lang Vorsitzende des Ausländerbeirats der Stadt Mayen.

Mascha M. Fisch

Deutsche Sprach – schwere Sprach

Erfahrungen einer Deutschlehrerin
in einer Multikulti-Gesellschaft

aliteraverglag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Februar 2006

Allitera Verlag

Ein Imprint der Buch&media GmbH, München

© 2006 Buch&media GmbH

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-169-5

Inhalt

Wie und warum alles begann	7
Aller Anfang ist schwer	14
Heimat, wo bist du?	29
Die lange Reise heim in die Fremde.	40
Ein besseres, ein schöneres Leben	50
Jetzt gehen die Probleme erst richtig los	65
Sie sagten, hier sei das Paradies	78
Und plötzlich landest du in der Hölle	93
Jetzt ist alles kaputt – auch meine Ehe	104
Von dummen Schwätzern, faulen Säcken und bösen Buben.	124
Wir mussten im Wald arbeiten, und die saßen einfach nur rum . . .	139
Da sind auch noch die anderen.	158
Mit der Integration ist das schon so eine Sache	177

Die Grenze meiner Sprache ist die Grenze meiner Welt.

Ludwig Wittgenstein

Wie und warum alles begann

Was mich da wohl für ein Teufel geritten hatte! Mein Leben lang war ich eigentlich immer eine, die die Herausforderung suchte. Ich gehörte nie zu denjenigen, die vor neuen Aufgaben Angst hatten. Im Gegenteil: Kam etwas Neues, Unbekanntes auf mich zu, etwas, das ich erst lernen musste, stürzte ich mich voller Elan und mit kühner Kraft auf die neue Aufgabe und war jedes Mal stolz, wenn ich mein Ziel erreichte.

Zu jenem Zeitpunkt, als mich der Teufel ritt, war ich gerade fünfundsiebzig geworden, und eigentlich sollte man meinen, dass ein Mensch in diesem Alter sich zur *wohlverdienten Ruhe* setzt. Schon der Ausdruck *zur Ruhe setzen* bringt mich auf die Palme. Sollte ich etwa zu Hause sitzen und mit der Brille auf der Nase Strümpfe für meine Enkel stricken? Erstens habe ich gar keine und zweitens ist mir nichts so sehr verhasst wie Stricken. Und drittens kenne ich gar keine Füße, die ich bestriicken möchte. Und darüber hinaus bin ich der Meinung, dass jeder Mensch auf die Erde gekommen oder geschickt worden ist, um eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Da kann man doch nicht einfach ab einem bestimmten Alter die Kelle wegschmeißen, um den so genannten Lebensabend zu genießen. Sicher: Ein Arbeiter, der sein Leben lang geschuftet hat, ist physisch erschöpft und ausgelaugt, und das Wort *Lebensabend* mag für ihn deshalb wie eine Erlösung klingen. Das soll jedem ja auch unbenommen sein.

Ich hingegen konnte beileibe nicht sagen, dass ich irgendwie zu den Erschöpften oder Ausgepowerten gehörte. Ich fühlte mich fit und tatendurstig wie eh und je. Deshalb war ich mehr als irritiert, als meine Schwägerin in Winterthur mir vorschlug, auf »die alten Tage« in die Schweiz zurückzukehren.

»Du bist allein, ohne Mann, ohne Kinder, und wenn du nicht mehr arbeitest, wird dir sicherlich bald die Decke auf den Kopf fallen.«

Gewiss, solche Gedanken hatten mich in den letzten Jahren gelegentlich heimgesucht, und ich fragte mich: Was sollte einmal werden, wenn ich meinen Beruf als Journalistin aufgab? Sollte ich mein Haus verkaufen und wirklich heim in Helvetias Schoß eilen, um dort im Kreise meiner wenigen Verwandten Weihnachten und Ostern zu feiern? Und was geschah zwischen den Feiertagen? Ja eben, auf diese Zeit kam es doch an. Und diese Zeit sollte ich verträdeln und vergeuden? Das sah ich über-

haupt nicht ein. Mag es solche geben, die darüber ganz anders denken, frei nach dem Werbeslogan: *Es macht Spaß Millionär zu sein*. Mir wäre das jedenfalls viel zu langweilig. Ich würde sehr schnell aus dem Paradies des Nichtstuns wieder ausbüchsen.

Und jetzt wusste ich nicht, was ich tun sollte. Das war mir noch nie passiert. Ich hatte einen Punkt erreicht, der mir zwar nicht als Endstation erschien, aber doch als ein Umsteigebahnhof, an dem ich gezwungen war, ernsthaft über eine richtige Entscheidung nachzudenken.

Was ich nicht wollte, war mir bald klar: in die Schweiz zurück. Seit meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr lebte ich in Deutschland. Hier war meine zweite Heimat. Auch ohne Doppelpass. Es hatte mich all die Jahre nie gestört, lediglich einen Schweizer Pass zu besitzen. Als wenn es auf solche Äußerlichkeiten ankäme. Was nützen mir drei Pässe, wenn ich nicht ehrlichen Herzens sagen kann: Hier fühle ich mich zu Hause.

Als Journalistin wollte ich andererseits auch nicht mehr arbeiten. Nach so vielen Jahren im schreibenden Gewerbe hatte ich langsam, aber unaufhaltsam das Gefühl, dass mein Soll erfüllt war. Ich hatte über so vieles geschrieben, dass ich nicht wusste, worüber ich noch schreiben sollte. So kam es mir wenigstens vor. Man nennt das *Burn-out-Syndrom*.

Die Zeit war einfach reif, etwas anderes zu tun. Ich war bereit, das Alte aufzugeben, sozusagen über Bord zu werfen. Aber was dann? Gab es überhaupt etwas Neues für mich? Von den Politikern hören wir doch dauernd, dass die älteren Menschen gefälligst für die junge Generation den Arbeitsplatz räumen sollen, damit sie eine Perspektive hat und nicht auf der Straße herumlungert. Dabei wird übersehen, dass heutzutage ein Sechzig- oder Fünfundsechzigjähriger im Allgemeinen kein kranker, pflegebedürftiger und gebrechlicher Greis mehr ist. Viele können und möchten häufig gern noch weiterarbeiten, kriegen aber dauernd von allen möglichen Seiten her eingepfift, dass sie nun zum alten Eisen gehören. Und mancher Fünfzigjährige bekommt beim Vorstellungsgespräch zu hören, dass er für den Job bereits zu alt sei und einem Jüngeren den Vorzug geben müsse.

Ich konnte es drehen und wenden, wie ich wollte, ich sah einfach nichts, was irgendwie den Anschein erweckte, für mich eine neue Aufgabe zu sein. So plätscherte mein Leben dahin, und ich plätscherte mit und wurde ziemlich unglücklich dabei. Das wird's wohl gewesen sein, dachte ich wie sicherlich viele, die in einer ähnlichen Situation sind.

Gott sei Dank war es das aber doch noch nicht. Das Schicksal packte mich sachte, aber mit fester Hand und führte mich an einen Platz, an den ich im kühnsten Traum nie gedacht hätte. Doch halt, nein, das stimmt nicht ganz. Hier muss ich etwas einfügen. Eine kleine Geschichte aus meinem Leben, die weit zurücklag, aber eigentlich den Grundstein für das, was auf mich zukam, legte.

Am 7. Dezember 1970 flog der damalige Bundeskanzler Willy Brandt nach Warschau. Mit seinem Kniefall vor dem Mahnmal des Warschauer Gettos und der Unterzeichnung des Warschauer Vertrages wurde eine Zeit der Entspannung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen eingeläutet. Eine der Folgen war die Übersiedlung von Zehntausenden von Volksdeutschen aus Polen, die die Sehnsucht in das Land ihrer Väter, die Bundesrepublik Deutschland, trieb. Allein 1971 kamen mehr als 25.000. Deutschstämmige aus der Sowjetunion bildeten damals noch eine Minderheit. Ihre Zahl stieg erst 1989 als Folge von Perestroika und Glasnost rapide an.

Ich war damals nach Friedland gefahren, um eine Reportage zu schreiben. Denn das Grenzdurchgangslager südlich von Göttingen war (und ist es noch heute) die erste Station und die Stunde null dieser Wanderer zwischen zwei Welten auf ihrem langen Weg ins neue Leben.

Da stand ich nun auf dem kleinen, stillen Bahnhof und wartete. Kein Zug fuhr hier vorbei ohne anzuhalten. Und aus jedem stiegen Hunderte von Menschen, die vierundzwanzig Stunden zuvor mit nur wenigen Habseligkeiten in Warschau eingestiegen waren und alles, was sie besaßen und ihnen vertraut war, zurückließen. In Minutenschnelle war ich umringt von Männern mit runden, altmodischen Hüten, die Koffer aus dem Zug hievten. Frauen mit Kopftüchern stiegen aus, Kinder mit Puppen im Arm. Und alle standen sie verloren herum, bis endlich jemand vom Lager kam und ihnen den Weg zur Aufnahme zeigte.

Am Abend spazierte ich auf den kleinen Hügel neben dem Dorf, auf dem das *Denkmal der Rückkehr* steht: vier kolossale Steinklötze, zurechtgeschlagen zu Flügeln, die in alle vier Himmelsrichtungen zeigen. Es mahnt an Vergangenheit und Gegenwart und zeigt, dass Glück und Unglück, Freiheit und Unfreiheit, Krieg und Frieden dicht nebeneinander liegen. Doch wann denken wir einmal an solche Dinge? Wir hetzen durchs Leben, geplagt von unseren Sorgen. Aber was zählt das schon? Das ist doch nicht das Glück, nach dem wir streben und auf das wir hoffen. Das Glück ist nichts Äußeres, das Glück sollte von innen kommen und aus dem Herzen wachsen wie eine Blume, die man sorgsam pflegen muss.

Hier an diesem Schnittpunkt zweier unterschiedlicher Welten wurde mir deutlich bewusst, dass beide Seiten angesprochen waren. Einerseits war da die einheimische Bevölkerung, die misstrauisch die Neuankömmlinge, die das Recht erhoben, als Deutsche angesehen zu werden, beäugte. Nahmen die den Alteingessenen nicht die Arbeitsplätze weg, lasteten die nicht schwer auf den Sozialkassen? Wieso sollten denn das überhaupt Deutsche sein? Nicht einmal der deutschen Sprache waren sie

mächtig. Die kamen doch nur hierher, um abzusahnen. An diesen Meinungen hat sich bis heute nichts geändert. Im Gegenteil, je angespannter die Wirtschaftslage wird, je weniger Geld in den Staatskassen ist, desto größer wird auch der Unmut, die Neubürger aufzunehmen. Und die, die ihrem früheren Leben den Rücken zudrehten, um endlich in Freiheit als Deutsche unter Deutschen zu leben, vergessen bald diese hehren Wünsche. Verführt von der Glitzerwelt des goldenen Westens, versinken sie in einen Konsumrausch und wollen nur noch das eine: rasch zu Geld kommen, um sich alles leisten zu können.

Ich bin seither viele Male im Grenzdurchgangslager Friedland gewesen, um Interviews zu machen, Reportagen zu schreiben und Filme zu drehen. Die Völkerwanderung aus dem Osten schien nicht abzureißen. Nach den Volksdeutschen aus Polen kamen die Russlanddeutschen. Friedland quoll allmählich über, so dass an anderen Stellen zusätzliche Aufnahmelager eingerichtet werden mussten.

Jedes Mal, wenn ich oben auf dem Hügel saß und unten im Lager die Glocke von Friedland, das Symbol der Freiheit, zu mir hinauf klang, überfiel mich das gleiche tiefe, schmerzhaft gefühl der Heimatlosigkeit. Sind wir nicht alle auf einer langen Reise Wanderer auf Erden? Sollten wir nicht alle zusammenhalten, gemeinsam wachsen und reifen wie Ähren auf dem Feld? Nur so ist ein Zusammen-, ein Miteinanderleben möglich. Deshalb ist Friedland nicht nur der Name eines Durchgangslagers, Friedland ist überall, wo wir Menschen sind, in jedem einzelnen von uns. Damals kam mir der Gedanke, später, wenn ich die Journalistik einmal an den Nagel hängen würde, etwas für diese Menschen zu tun und ihnen bei ihrem Anfang ins neue Leben zu helfen.

Manche nennen es Zufall, andere Schicksal, wieder andere Bestimmung. Ich selber neige zu Letzterem. Niemand kann seinem Lebensplan davonrennen oder ihm gar entkommen. Alles ist vorgegeben im Leben. Alles geschieht mit einer bestimmten Absicht. Meine Mutter zum Beispiel hatte mich immer ausgeschimpft, weil ich mich in der Dolmetscherschule für das Hauptfach Russisch entschied.

»Warum nicht Englisch oder Französisch, kein vernünftiger Mensch lernt doch die Sprache der Kommunisten.«

Warum ich das wollte, wusste ich selber nicht. Ich war einfach fasziniert von dieser Sprache, andere Sprachen interessierten mich überhaupt nicht. Im Laufe meines Lebens wurde ich oft gefragt, warum Russisch, diese doch für uns so schwere Sprache für mich so wichtig ist.

»Ich kann es nicht sagen«, war meine Antwort.

Es stimmte ja auch: Es gab keinen zwingenden Grund, keine Notwendigkeit, es war einfach eine unendlich große Liebe für diese Sprache in mir. Und viel später, als die Grenzen und Mauern fielen und ich des

Öfteren nach Russland reiste und auch eine Zeit lang in Moskau arbeitete, weitete sich diese Liebe auch auf dieses unendlich weite Land und seine Menschen aus.

Alle Voraussetzungen für meine zukünftige Aufgabe waren sozusagen erfüllt. Nur hatte ich noch keine Ahnung davon. Bis eben zu dem Tage, an dem die Volkshochschule der kleinen Eifelstadt Mayen, von der ich nur wenige Kilometer entfernt seit mehr als zwanzig Jahren ein altes Bauernhaus besaß, sich an mich wandte. Man war händeringend auf der Suche nach einer Dozentin für Deutschkurse für Aussiedler aus Russland, aber auch für andere Ausländer. Als ich gefragt wurde, ob ich keine Lust hätte, diese Arbeit zu übernehmen, ich sei doch prädestiniert dafür, spräche ich doch Russisch, die Sprache der Herkunftsländer der Russlanddeutschen, und brächte zudem reichhaltige Erfahrung als Journalistin mit, schlug ich die Hände überm Kopf zusammen.

»Ich bin doch keine Lehrerin, mir fehlt die pädagogische Ausbildung. Nein, das kann ich unmöglich, so etwas liegt mir auch gar nicht.«

Meine Einwände nahmen kein Ende, aber als ich abends zu Hause saß und über alles gründlich nachdachte, schien mir dieser Vorschlag gar nicht so absurd. Warum eigentlich nicht? Ich hatte zwar keine Ausbildung und Erfahrung als Lehrerin, dafür aber besaß ich die Fähigkeit, auf die Menschen einzugehen. Gerade diese Tatsache war mir als Journalistin immer sehr zugute gekommen. Ich fand leicht den Weg zu den Herzen der Menschen, denn ich sah in ihnen nicht Interviewobjekte, die zur Reportage gehörten, sondern in erster Linie Menschen, die Sorgen und Nöte hatten, voller Trauer oder Verzweiflung waren und nicht wussten, wie es weitergehen sollte.

In meiner journalistischen Tätigkeit war ich fast nur mit sozialen Themen beschäftigt, also vorwiegend mit Randgruppen oder sonst wie Benachteiligten unserer Gesellschaft. Wie also, wenn ich den Vorschlag annahm? Meine Schüler, denen ich Deutschunterricht zu erteilen hatte, gehörten doch gerade zu jenen Gruppen, die mir als Journalistin vertraut waren. Ausländer, Asylbewerber und eben auch Aussiedler aus Russland. Und dann kam mir jener Abend in Friedland vor dem *Denkmal der Rückkehr* in den Sinn. Damals schon hatte ich mir überlegt, wie ich später einmal diesen Menschen helfen könnte. Und jetzt bot sich mir ganz plötzlich eine Gelegenheit.

Drei Tage später meldete ich mich bei der Stadtverwaltung Mayen und erklärte mich bereit, die Deutschkurse zu übernehmen. Nur müsse mich natürlich jemand einarbeiten. Man wolle mir in dieser Hinsicht völlig freie Hand lassen, erfuhr ich, es sei auch gar keiner da, der das könne, denn meine Vorgängerin sei vor einigen Wochen gestorben. Sie wäre die

Einziges gewesen, die mich hätte einarbeiten können. Deshalb habe man ja auch so verzweifelt nach einem Ersatz gesucht.

Aber wer alles Deutsch lernen wolle, aus welchen Ländern die Menschen stammten, wie alt oder wie jung sie seien, wie viel oder wie wenig Deutsch sie bereits sprechen würden, das wenigstens könne man mir doch sagen, erwiderte ich; doch vergeblich: Meine Vorgängerin hatte völlig selbstständig gearbeitet und all ihre Erfahrungen und ihr Wissen mit ins Grab genommen.

Da stand ich nun. Deutsch zu unterrichten, ist schließlich etwas völlig anderes, als Bücher und Reportagen zu schreiben. Als Schreiberling beherrscht man die Sprache, spielt instinktiv mit den Worten und Sätzen, an die Grammatik, einst mühsam in der Schule erlernt, denkt man dabei überhaupt nicht. Grammatik? Oh Gott! Gab es da nicht die vier Fälle? Und wie hießen sie doch gleich? Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ. Das war es auch schon.

Ich eilte in die nächste Buchhandlung und kaufte mir ein dickes Grammatikbuch. Zu Hause überfiel mich eisiges Grauen. Was ich da von Haupt- und Nebensätzen, von teilbaren und nicht teilbaren Verben las, von Präpositionen, Konjunktionen und der Bedeutung der Modalverben, das warf mich kurzerhand um, und ich versank in tiefe Düsternis. Um das alles meinen zukünftigen Schülern vermitteln zu können, musste ich es mir selber erst einmal beibringen. Ich musste schließlich die grammatikalischen Regeln erklären können, das war doch das A und O. Ich versuchte mich an meine Berliner Zeit in der Dolmetscherschule zu erinnern. Wie war das damals eigentlich mit der Grammatik gewesen? Unsere Russischlehrerin stammte aus Riga. Eine liebe, gute, alte Dame, aber sehr streng. Sie hatte uns ganz schön rangenommen und paukte mit uns Grammatik noch und noch. Grammatik und Wortschatz, darauf legte sie allergrößten Wert.

»Erst wenn ihr die Grammatik beherrscht und über einen breiten Wortschatz verfügt, könnt ihr anfangen, euch richtig in Russisch auszudrücken.«

Das alles fiel mir jetzt wieder ein.

War es nicht vielleicht doch besser, von der ganzen Sache, so lange es noch Zeit war, Abstand zu nehmen? Ich brauchte bloß anzurufen und sagen, dass ich es mir anders überlegt hätte und nun doch in die Schweiz zurückkehren würde ...

Sei kein Frosch, schalt ich mich, du hast so vieles in deinem Leben angepackt. Das schaffst du doch. Selbst in deinem Alter ist es möglich. Lass dich nur nicht ins Bockshorn jagen. Hier wird dir eine neue Chance geboten. Ist das nicht ein Glück? Du hast doch eine neue Aufgabe gesucht. Hier ist sie. Pack zu!

So kam es also, dass ich mich an einem freundlich warmen Septembernachmittag auf den Weg zur Hauptschule *Hinter Burg* in Mayen machte, um mit meiner neuen Arbeit und auch mit meinem neuen Leben zu beginnen und die altbekannte Weisheit wieder einmal am eigenen Leibe zu erfahren: *Aller Anfang ist schwer.*

Aller Anfang ist schwer

Der Schulhof war völlig leer. Nur vor dem Eingang zum Nebengebäude, wo sich mein zukünftiger Unterrichtsraum befand, standen drei Männer. Mit schwarzem Haar und dunklem Teint waren sie schon von weitem als Ausländer zu erkennen.

Ob die wohl bei mir Deutsch lernen wollten? Vielleicht warteten sie auf jemanden und hatten gar nichts mit mir zu tun. Oder noch besser: Sie waren die Einzigen, die sich angemeldet hatten. Und mit so wenigen konnte man schließlich keinen Sprachkurs durchführen. Somit wäre mein Problem, das mich schließlich doch Blut und Wasser schwitzen ließ, gelöst. Ja, am besten würde es sein, wenn kein Ausländer und kein Aussiedler von ganz Mayen und Umgebung Zeit und Lust hätte, Deutsch zu lernen. Erleichtert würde ich ins Auto hüpfen und nach Hause fahren.

Dabei hatte ich viel Zeit verwendet, mich vorzubereiten. Ein Glück, dass die Sommerferien dazwischen lagen. Ich hatte stundenlang im Schatten auf meiner Dachterrasse gegessen und deutsche Grammatik gepaukt. Auch unter den vielen Lehrbüchern zu *Deutsch für Ausländer* hatte ich mich umgesehen. Erstaunlich, was es da alles gab. Lehrbücher, Arbeitsbücher, Schlüssel zu Arbeitsbüchern, Lehrerhandbücher, Glossare, Kassetten mit Texten und Übungen, aber auch Dia-Reihen. Stundenlang, ja tagelang hatte ich in der *Mayener Bücherstube* herumgestöbert, um anschließend völlig erschöpft mit einem Kopf, der mir selbst rechteckig wie ein Buch erschien, über den Marktplatz zu torkeln. Da hatte ich mir in der Tat was Tolles eingebracht.

Ich musste System in die Sache bringen. Das war das Erste, was nach meinen ausgiebigen Recherchen zu tun war. Sobald ich mir einen Leitfaden zusammengestellt hatte, würde es leichter sein. So war ich früher auch beim Aufbau meiner Reportagen oder beim Konzipieren meiner Dokumentarfilme vorgegangen. Wieder musste ich an meine frühere Russischlehrerin denken. Was hatte sie immer gesagt?

»Das Lernen kann ich euch nicht abnehmen, das müsst ihr selbst tun. Vokabeln lernen, Grammatik pauken, das ist eure Aufgabe im stillen Kämmerlein. Da kommt ihr nicht drum herum. Ich kann euch nur den Weg zeigen, wie man es tun sollte.«

Aber wie nun anfangen? Das Schwierige war, dass ich keine Ahnung von meinen zukünftigen Schülern hatte. Waren sie alt, waren sie jung, konnten sie schon etwas Deutsch oder würden sie mich »sprachlos« anschauen? Ich musste also herausfinden, wie gut oder weniger gut der Einzelne war. Vielleicht wäre es das Beste, eine Art Eingangstest zu machen. Dies schien mir eine gute Idee zu sein und ich begann, anhand meiner zahlreichen neu angeschafften Bücher zwei Testbogen zu erstellen. Der erste war ziemlich leicht. Wer diesen bestand, konnte den zweiten ausfüllen. Beim ersten hatte ich Fragen nach ihren Namen, ihrem Herkunftsland, ihrem Beruf und so weiter aufgeschrieben. Im zweiten ging es um kleine Grammatikübungen. Es mussten in einzelnen Sätzen die richtigen Präpositionen eingesetzt werden, bei einigen Verben (vor allem unregelmäßigen) waren das Präteritum und Perfekt zu benennen. Auch hatte ich einzelne Wörter in loser Folge aufgeschrieben. Daraus mussten Sätze gebildet werden, die einen Sinn ergaben.

Und dann, wenn ich mir einigermaßen ein Bild über meine Schüler verschafft hatte? Wie sollte ich einsteigen? Genau wie in eine Reportage oder einen Film. Der Anfang, der Einsteig musste interessant sein. Der Leser oder Zuschauer musste gefesselt werden, er musste Lust verspüren, weiterzulesen oder weiterzuschauen. Nur keine Langeweile aufkommen lassen. Bis hierher herrschte eine gewisse Ähnlichkeit zu meinem früheren Beruf.

Ich dachte an meine eigene, ferne Schulzeit zurück. Wir hatten eine Französischlehrerin, bei der wir nichts lernten. Sie langweilte uns, außerdem war sie ständig schlecht gelaunt. Unsere Englischlehrerin war das pure Gegenteil: immer fröhlich, immer lustig, sie steckte uns an mit ihrer guten Laune. Wir hatten immer viel zu lachen und lernten, ohne dass wir es eigentlich mitkriegen.

Die Männer auf dem Schulhof grüßten mich äußerst freundlich, als ich mich ihnen näherte.

Einer hielt die Eingangstür auf und fragte:

»Sie neue Lehrerin?«

Ich nickte. Jetzt ist es zu spät, fuhr es mir durch den Kopf, jetzt kannst du keine Kehrtwendung mehr machen und türmen.

»Wir uns freuen«, fuhr er fort, »wir schon lange warten auf neue Lehrerin.«

Verständlich. Wer in einem Land lebt oder leben muss, ohne dessen Sprache zu sprechen, ist wahrlich nicht gut dran. Der freut sich auf die Lehrerin oder den Lehrer, die ihm die fremde Sprache beibringen wollen. Mir ginge es genauso.

»Wo kommen Sie her?«, fragte ich voller Neugier.

»Aus Afghanistan«, sagte der, der mir die Tür aufgehalten hatte.

»Ich aus dem Iran«, meldete sich der Zweite.

»Und ich aus dem Irak«, sagte der Dritte.

Das war ja schon was. Drei Männer, drei Länder, in denen immer wieder Kriege aufflammten, in denen die unterschiedlichsten Probleme herrschten und die untereinander alles andere als sich wohlgesinnt waren. Und nun waren sie in der verträumten, kleinen Eifelstadt gelandet. Gerne hätte ich weitere Fragen gestellt, es interessierte mich, weshalb sie nach Deutschland gekommen waren und es sie ausgerechnet in unser Städtchen verschlagen hatte. Doch halt, ich war keine Journalistin mehr, ich hatte keine Interviews zu machen, sondern Deutsch zu unterrichten.

Immer noch sehr nervös, aber doch auch sehr gespannt auf die kommenden Stunden, ging ich mit meinen drei ersten Schülern den frisch gebohnerten Flur entlang.

Als ich die Tür des Unterrichtsraumes öffnete, japste ich doch einen Moment lang nach Luft. Hatte ich gehofft, dass mich nur ganz wenige oder am besten gar keine Kursteilnehmer erwarteten, war ich auf diesen Anblick absolut nicht gefasst. Das Klassenzimmer war zum Bersten voll. Wo kamen denn all die vielen Menschen her? Wohnten die alle in Mayen? Noch nie war mir aufgefallen, dass es in Mayen so viele Ausländer gab. Ehrlich gesagt, ich hatte auch nie darauf geachtet.

Wenn ich heute an diesen ersten Nachmittag denke, so muss ich fast ein bisschen lachen. Über mich natürlich. Ich hatte alles so gut geplant mit meiner kleinen Einführungsrede in Deutsch und den beiden Eingangstests. Aber dazu kam es gar nicht. Den Test führte ich erst am zweiten Unterrichtsnachmittag durch. Meine neuen Schüler wollten mich erst einmal begrüßen. Und das gab einen ziemlichen Tumult, denn es waren immerhin über dreißig Schüler anwesend. Schon vor meinem Eintreten schien eine lebhaftige Diskussion geherrscht zu haben.

Viele kannten sich untereinander, wie ich später erfuhr. Eine Erleichterung für mich, denn ich hatte befürchtet, dass meine zukünftigen Schüler zurückhaltend und mir schüchtern gegenüber sitzen würden und nicht zum Sprechen zu bewegen wären. Aber weit gefehlt, alle waren bereit, so gut sie konnten, von sich zu erzählen. So erlebte ich bereits während meiner ersten Unterrichtsstunde, dass zwar nicht die ganze Welt, aber doch bereits ein ganz ansehnlicher Teil davon sich hier in der Hauptschule *Hinter Burg* um mich versammelte.

Am Tisch vorne links saßen drei junge Frauen, die ständig ihre Köpfe zusammensteckten und fröhlich kicherten. Ich erfuhr, dass die eine aus